
Im Spiegel Lessings: Streitkultur oder „... seit ein Gespräch wir sind“

Hansjürgen Villnow, Loge GLOBUS, Hamburg

„Lessing konnte“, so der Schriftsteller Heinrich Heine, „für die Wahrheit alles tun – nur nicht lügen“. Wenn es um die Wahrheit geht, dann kommt es häufiger zum Streit. Und wir können uns auch Lessing als einen streitbaren, intellektuellen Raufbold vorstellen. Wie passt das zusammen mit einem Lessing, der die Überwindung alles Trennenden zwischen den Menschen als den Wesenskern und die Jahrhundertaufgabe der Freimaurerei ansah? Diese Frage, so scheint es mir, deutet mehr auf uns selbst als auf Lessing.

I

Der Titel dieses Beitrages beinhaltet „Streitkultur“ und damit ein Wort, das zwei Bereiche miteinander verbindet, die gemeinhin als schwer miteinander vereinbar gelten. Denn wo Kultur herrscht, so die Annahme, da geht man verständlich miteinander um. Da gehe es um ein harmonisches Miteinander, nicht aber um das Trennende eines Gegeneinanders.

„Streitkultur“, das meint zunächst (und für viele nur) die Kultivierung des Streits, den guten Ton, das Disziplinierte. Es meint wohl auch die Vorstellung, dass die Grenzen des Zumutbaren eng gezogen sein sollten, dass es auf eine Dominanz von Spielregeln ankomme – und dass sich an den Verhältnissen möglichst nichts ändere. Der Begriff ‚Streitkultur‘ scheint ein Spannungsfeld aufzuzeigen. Doch wird diese Vorstellung von Kultur dem ihr innewohnenden Charakter von Entwicklung gerecht?

Wer immer schon vorweg weiß, was recht und richtig ist, der denkt und handelt dogmatisch. Wie anders als durch Streit konnten Dogmen aufgelöst, das von Glauben und Denken als sicher und endgültig Hingestellte einer Überprüfung unterzogen werden? Nicht von Ungefähr wird in der Epoche der Aufklärung, auf die wir uns als Freimaurer so gerne beziehen, der Streit im Sinne von Kritik zum wesentlichen Bestandteil des Suchens und des Fortschreitens. Streit wird zum Motor einer Absage an die Autoritäten von „Wissen“ und „Wahrheit“, zur Verneinung jeden Anspruchs auf Verkündigung. Hier enthält Streit Momente der Auseinandersetzung, des Nicht-Übereinstimmens, des Trennenden.

Das mag verdeutlichen, dass Streit auch Zeit erfordert. Zeit, die wir auch demokratisch verfassten Gemeinwesen mit ihrem Ringen zubilligen sollten. Im Streit wird das Kontroverse sichtbar. Erfolgt Streit im Bestreben, zu Einsichten zu gelangen, die zustimmungsfähig sind, so hat Streit auch eine Form von Gemeinschaft bildender, von einander Kraft.

Der frühere Bundespräsident Gustav Heinemann, dem 1974 der Lessing-Preis der Hansestadt Hamburg verliehen wurde, sagte in seiner Dankesrede zur Preisverleihung: „Wer Freiheit als eine aufklärerische Aufgabe versteht, muss bereit sein, auch Widersprüche hervorzurufen. Wer Anstoß geben will, muss auch Anstoß erregen können. (...) Aufklärung, Widerspruch und Anstoß sind miteinander verwandt und allesamt Kinder der Freiheit.“

So wird Freiheit, als ein zunächst abstrakter Begriff, durch die Suche nach Wahrheit zur lebendigen Erfahrung. Freiheit und Streit sind die zwei Seiten einer Medaille. Der Schweizer Evolutionsbiologe Hugo Mercier von der Universität Neuchâtel sagt sogar, der Mensch sei zum Streiten geboren. Streiten sei ein Weg, um Fehler zu korrigieren und ein Vehikel des Fortschritts. Für Meredith Haaf ist Streit interessant, macht schlauer, ist lebenswichtig – für eine Gesellschaft wie für den Einzelnen, denn ein guter Streit zwingt zum Argumentieren und zum Nachdenken.

So öffnet das Wort „Streitkultur“ den Blick auf eine Vorstellung von Kultur, in der Streit eine ihrer wesentlichen Bedingungen und ein konstruktives Element in ihr darstellt. Streit ist darin ein Verfahren, das ins Freie, ins Offene führen soll.

II

Lessings Biografie liest sich wie eine leidvolle Probe auf das Exempel eines freimütig offenen, die eigene Existenz riskierenden, aber auch Irrwege einschließenden Denkens. Denn, so Lessing: „Schreibt denn einer immer nur darum, um immer Recht zu haben? Ich meine, mich um die Wahrheit ebenso verdient gemacht zu haben, wenn ich sie verfehle, mein Fehler aber die Ursache ist, dass ein anderer sie entdeckt, als wenn ich sie selbst entdecke.“

Für Lessing hat die Wahrheit bei jedem Streit gewonnen. Für ihn hat „der Streit den Geist der Prüfung genährt, hat Vorurteil und Ansehen in einer beständigen Erschütterung erhalten, kurz: hat die geschminkte Unwahrheit verhindert, sich an der Stelle der Wahrheit festzusetzen.“ Im Streit wird „die Wahrheit“ aus ihren Verankerungen und Sinnhorizonten gelöst und in der kommunikativen Auseinandersetzung, des gemeinsamen Suchens, in den zwischenmenschlichen Bereich gerückt. Das ‚laut Denken mit einem Freund‘ bezeichnet den Weg, auf dem Erkenntnis möglich wird. Eine so gewonnene Erkenntnis bleibt sich ihres vorläufigen Charakters bewusst. Hier wird die „aufrichtige Mühe, die jemand auf sich genommen hat, um hinter die Wahrheit zu kommen, zum Wert des Menschen und nicht ein Besitz der Wahrheit, den irgendein Mensch zu haben vermeint.“ Der Besitz mache

ruhig, träge, stolz. Den sichersten Schutz vor eigenem, vorschnellen Urteil, eigenem Dünkel und Überheblichkeit bietet die Kontroverse. Hannah Arendt ging in ihren Essay *Menschlichkeit in finsternen Zeiten* so weit zu behaupten, Lessing habe sich direkt und diebisch darüber gefreut, dass es keine endgültige, unwiderlegbare Wahrheit gebe. Sie nimmt bei seiner Kunst des Argumentierens die Eigenschaft eines unendlichen Gesprächs wahr. Für Lessing hätte sich die eine Wahrheit, wenn es sie überhaupt geben sollte, nicht anders als eine Katastrophe auswirken können. Bei der Wahrheit hört das Denken auf – und damit das Menschsein.

Lessing hatte jedenfalls, wie Brian Coghlan in seinem Essay zu Lessings Art und Kunst des Disputierens anmerkte, keine „Furcht vor der Freiheit, nichts von jener Furcht nämlich, die es immer besser weiß und immer mit realpolitischen, selbst-abdeckenden Vorwänden und Ausreden unter der Maske von weltmännischer Weit-sichtigkeit daherkomme.“ In dieser Freiheit finde sich aber keine Spur von Selbst-sicherheit, Selbstgefälligkeit oder Rechthaberei. Sie war der Prozess eines unaus-gesetzten Suchens und Forschens, einer permanenten kritischen Überprüfung. Jede These, Resultat eines rigorosen Denkprozesses bzw. einer Auseinanderset-zung mit sich selbst, trug schon in sich selbst deren Antithese oder mindestens den Keim einer möglichen Widerlegung in sich. Es gibt bei Lessing nichts endgültig Erreichtes. Darin weiche er von den meisten seiner Weggenossen in der Aufklä-rungszeit ab.

Gegen eine Egozentrik eines Streites, bei dem es um den Sieg geht, hebt Lessing die dem Streit innewohnende Dynamik hervor, die die Streitenden in dem Wunsch verbindet, sich nicht mit vorgegebenen oder vorschnellen Antworten zufrieden zu geben. Die Frage, das Hinterfragen, das Suchen nach einer Antwort ist wichtiger als das Finden einer – endgültigen - Antwort. Der Akzent, den Lessing setzt, nimmt vorweg, was als heute selbstverständliche Übereinkunft erst zu erringen und zu festigen war – und auch heute nur begrenzt hergestellt ist: Ein politisch-gesell-schaftlicher Raum, der es jedem einzelnen ermöglicht, an der Suche nach dem ‚Wahren‘, dem ‚Richtigen‘ oder dem ‚Gemäßen‘ teilzunehmen.

III

Dieses Hohe Lied des Streits blendet aus, dass für diese Form des Streits – von dem der Zank klar abzugrenzen ist – Voraussetzungen erfüllt sein müssen. Die Kontrahenten müssen akzeptieren, dass nur die Güte des Argumentes zählt, hinter dem Hierarchie, Macht und Status zurückzustehen haben. Lessing unterstellte in seinen Kontroversen, es gebe mit der Vernunft ein natürliches Recht des besseren Argumentes. Bittere Erfahrung mit seinen Widersachern veranlassten ihn aber immer wieder, die Gleichheit der Bedingungen des Streits einzufordern. So schrieb er in Eine Duplik: „Erst wollen wir den Standort gehörig erwägen, auf dem jeder von uns hält; damit wir umso redlicher Licht und Wetter teilen können (...) Bewahre uns Gott vor der tödlichen Zugluft heimlicher Verleumdung!“ Und Lessing wusste,

wovon er sprach. In seiner Auseinandersetzung mit dem Hamburger Hauptpastor Goeze, dem sogenannten ‚Fragmentenstreit‘, saß jener Goeze am längeren Hebel. Goeze verstand es, die religiöse Ordnung mit der Ordnung des Staates zu verbinden. Er schrieb an Lessings Landesherrn, Herzog Karl von Braunschweig: „Ich habe die Hoffnung zu Gott, dass die Zeit nahe sei, welche diesem Unfug ein Ende machen wird, und dass große Herren, um ihrer eigenen Sicherheit willen, ... solchen Toren und den verwegenen Ausbrüchen ihres Unsinns Grenzen setzen werden.“ Der Herzog reagierte, indem er Lessing in religiösen Fragen die Freiheit von der Zensur entzog. An eine Fortsetzung der Auseinandersetzung mit Goeze war also nicht zu denken. Wohl aber folgte darauf Ernst und Falk, Nathan der Weise und die Erziehung des Menschengeschlechts, mit denen er seine Vorstellungen von Humanität darlegte.

IV

Doch wie verhält es sich heute mit den Wissenschaften? Geben wir heute nicht die ‚Güte des Argumentes‘ in die Hände von Wissenschaftlern und verdrehen so den Begriff der Aufklärung hin zu einem Transfer von ‚Wissenden‘ zu ‚Unwissenden‘? Das schafft neue Hierarchien, neue Machtverhältnisse, neue Deutungshoheiten, neue Dogmen, neue Autoritäten und verleitet dazu, Argumente durch Zitate zu ersetzen. Wenn wir die Ergebnisse der Wissenschaften stets als gesetzt nehmen, verlieren wir den hohen Grad der Spezialisierung der Wissenschaften aus dem Blick. Wir ziehen nicht hinzu, dass sich Wissenschaftler heute in einem Markt bewegen, in dem sie sich dem zynischen „publish or perish“, dem ‚veröffentliche oder komm um‘ zu stellen haben. Wir verlieren aus dem Blick, dass ‚Erkanntes‘ auch heute noch etwas Vorläufiges ist. Die Vielstimmigkeit der Standpunkte in der Corona-Pandemie legt dies offen. Auch das Bild der Menschen vom Kosmos durchlief mehrere ‚kopernikanische Wenden‘ und war vor Einstein mehrfach anders als es nach ihm ist. Und die Wahrscheinlichkeit für weitere solcher ‚kopernikanischen Wenden‘ ist nicht gering zu schätzen. Es liegt noch Vieles vor uns.

V

Und viele Schultern tragen uns. Ein überlieferter Spruch Bernhards von Chartres lautet: „Zwerge, auf die Schultern von Giganten gesetzt, sehen mehr als die Giganten selbst.“ Dieser Spruch verbindet kurz und treffend das Selbstbewusstsein der beginnenden Neuzeit mit der Achtung vor der Leistung Früherer, den Glauben an den Fortschritt mit der Notwendigkeit von Tradition.

Raffael, der am 06. April 1520 verstorbene Renaissance-Maler, hat mit seinem Philosophen-Fresko „Die Schule von Athen“ zumindest einige dieser Schultern, auf denen wir sitzen, grandios verewigt. Vereint sind hier insgesamt 50 Personen, die für uns nicht alle erkennbar sind. Unumstritten erkennbar sind Platon und Aristoteles, nebeneinander im Zentrum des Bildes. Platon, der ältere von beiden, deutet

mit dem Finger nach oben und trägt sein Werk „Timaios“, während Aristoteles mit seiner ausgestreckten Hand nach unten weist und sein Werk „Etica“ bei sich hat. Platons Weltentstehungslehre, seine Kosmologie vereint mit den Grundlagen des menschlichen Handelns des Aristoteles. Eintracht in der Differenz. Streitbare Weisheit und schöpferische Inspiration tragen den Bau, in dem sich Meister, Schüler, Anhänger und Interessierte zu einer Stimmenvielfalt eingefunden haben. Das Fresko Raffaels steht für eine Aufforderung zum Dialog. „Viel hat erfahren der Mensch, seit ein Gespräch wir sind und hören können voneinander“, heißt es in der „Friedensfeier“ von Friedrich Hölderlin. Der Wert eines Gespräches hängt vor allem von der Vielfalt unterschiedlicher Argumente, Gedanken oder Meinungen ab.

Nehmen wir Hölderlin, so weitet sich Streit vom Austausch von Argumenten zum Gespräch. Denn ein geschärftes Argument steht am Ende eines Prozesses, bevor es sich in einem weiteren Prozess, dem ‚Ringem um Wahrheit‘, zu behaupten hat. Vor dem Argument steht ein tastendes, sich oft verzweigendes, ein oft fehlbares, ein unfertiges Denken, das sich erst „allmählich beim Reden verfertigen“ muss, wie es Heinrich von Kleist 1805 beschrieb.

VI

Es ist eine Tatsache, dass Menschen fehlbar sind. Fehlbarkeit gilt für ein gutes Argument ebenso wie für ein gutes Denken. Es mag sein, dass Fehlbarkeit ein wesentliches Merkmal des Menschseins ist, weil im Menschen kein Betriebsprogramm abläuft, das Denken und Handeln bestimmt. Es ist schlicht menschlich, dass wir uns gegen blinde Flecken und Irrtümer nicht erwehren können. Wir können uns nicht sicher sein, und denken wir das dennoch, ist Zweifel angebracht. Auch dies gehört zum Lessing’schen „laut denken mit einem Freund“.

Eines der Experimente Lessings zur Freundschaft ist das frühe Stück Damon, oder die wahre Freundschaft. Seit Damon und sein Freund Leander beide um die Gunst einer jungen Witwe buhlen, herrscht im Haus der Witwe eine Sprache der Empfindsamkeit. Im allgemeinen Verständnis beruht Freundschaft auf Gegenseitigkeit, die auf beiden Seiten ein hohes Maß an Tugend voraussetzt, gleiche Gesinnungen, ein gleiches Streben nach Vollkommenheit. Doch für Lessing bewährt sich in der Figur des Damon wahre Freundschaft gerade dann, wenn das Prinzip der Gegenseitigkeit verletzt ist. Denn wodurch hätte man sich sonst das Privileg einer Freundschaft verdient?

Die Grenzen des Zumutbaren, des Sagbaren ziehen Menschenwürde und Sittlichkeit - und nicht Betroffenheit oder Verletzung, weil solche Empfindungen nur selbstbezüglich sind und dem Gegenstand eines Gespräches oder eines Streits den Boden entziehen. In Abwandlung des Titels der Installation „Zeige deine Wunde“ von Joseph Beuys gilt dann nicht mehr das „- und du bist geheilt“, sondern: das

Gespräch ist beendet. Die Angemessenheit von Verletzlichkeit, ihre Rechtfertigung findet ihre Grundlage im Begriff der Freundschaft.

Beuys selbst erklärte zu seiner Rauminstallation: „Zeige deine Wunde, weil man die Krankheit offenbaren muss, die man heilen will.“ Der Raum spreche von der Krankheit der Gesellschaft, es sei eine dynamische Entscheidungssituation dargestellt. Das Kunstwerk bleibe nicht bei der Verwundung stehen. Es enthalte darüber hinaus Andeutungen, dass Starre überwunden werden könne, dass etwas angelegt sei, das, wenn man genau hinhört, einen Ausweg weise.

Die Krankheit einer Gemeinschaft kann auch der Verlust der Fähigkeit zur Freundschaft sein. Dies ist keine Erfahrung, die erst mit dem Aufkommen der so genannten sozialen Medien aufkam. Hannah Arendt beispielsweise musste erfahren, dass ihre Freundschaften ihrem Bericht zum Eichmann-Prozess nicht standhielten. Ihren Freunden wurde dann ihre Zugehörigkeit zu einer Gruppe wichtiger als die Auseinandersetzung mit einer unbequemen Sicht auf den Prozess und den darin Beteiligten - und wichtiger wurde als ihre Freundschaft zu Hannah Arendt. Hannah Arendt blieb bei ihrem Blick auf die sich im Eichmann-Prozess auftuende Welt. Sie blieb ihrem Urteil, das sie öffentlich zur Auseinandersetzung anbot und das kaum jemand annahm, treu. Dies auch um den Preis des über sie ergehenden „shitstorms“ und dem Verlust von Freunden, die sich einer Auseinandersetzung mit ihrer Sicht auf den Prozess entzogen.

Dies meint nicht die heute gewohnte Vorstellung von Freundschaft als ein Phänomen der Intimität, in der Freunde, unbehelligt von der Welt und ihren Ansprüchen, einander ihre Seelen öffnen. Diesem Verständnis liegt eine gewisse Weltentfremdung des modernen Individuums zu Grunde, das sich nur fern einer Öffentlichkeit unter vier Augen offenbaren kann. Man darf sich reich schätzen, wenn man solche freundschaftliche Intimität erfahren darf, doch blendet diese zumeist den für eine Gemeinschaft oder die Welt relevanten Aspekt von Freundschaft aus. Humanismus, in dessen Tradition wir Freimaurer uns stellen, verhandelt über die Welt aus der Perspektive des Menschen und mit Blick auf den Menschen in der Welt, und diese Perspektive beinhaltet die drei Aspekte des Humanismus: das Menschsein, die Menschheit und die Menschlichkeit. Dieses Verhandeln über die Welt ist nicht ausschließlich rational, sondern es schließt das, was wir Menschenliebe nennen und was heute so oft mit Empathie umschrieben wird, ausdrücklich mit ein. Eine Erklärung der Menschenrechte wäre rein rational, ohne den Blick auf den Menschen in der Welt, ohne Menschenliebe, wohl nicht erfolgt. Die Welt bliebe unmenschlich, wenn sie nicht fortwährend von Menschen besprochen wird, wenn sie nicht Gegenstand des Gespräches ist und sie so immer aufs Neue hergestellt wird.

VII

Was ist unser Proviant für Gespräch, für unsere Auseinandersetzung oder für Streit? Schauen wir zunächst einmal auf unser Ritual. Stellvertretend für die versammelte Bruderschaft bezieht der Erste Aufseher in der Werklehre vor Öffnung der Loge das Aufnahmegeschehen in jede Tempelarbeit ein. Auch heute hörten wir die Frage: „Was bewog dich, Freimaurer zu werden“ und die darauffolgende Antwort: „Ich war von Finsternis umgeben und fühlte ein Verlangen, das Licht zu sehen“. Gleich, in der Werklehre vor Schließung der Loge, gibt es die Frage nach dem Sinn unserer Arbeit und der Antwort darauf: „Geistige Entfaltung und Entwicklung einer sittlichen Lebenshaltung“.

In der Werklehre 1 steht unser Verlangen, zu Erkenntnis zu gelangen: Über sich selbst, über das Menschsein, über Menschlichkeit, über die Welt. Verlangen, das ist mehr als Wollen. Hier kommt ein innerer Antrieb hinzu. Und in der Werklehre 2 findet sich die Überzeugung, dass wir zu solcher Erkenntnis befähigt sind und diese in unserer Haltung, unserer Weltbeziehung erkennbar wird. Ob unsere gewonnenen Erkenntnisse belastbar oder nur weitere Vorurteile sind, zeigt sich im „laut Denken ...“ – und das heißt im Reden – „... mit einem Freund“, Der Weg, auf den wir uns eingelassen haben, erfordert Auseinandersetzung. Eine Auseinandersetzung, bei der auch Reibungsenergie frei werden kann.

Durch winkelrechte Lebensführung, von der Sklaverei der Vorurteile befreite Gedanken und echter Freundschaft zu unseren Brüdern wollen wir Freimaurer uns vor anderen Menschen auszeichnen. So steht es in der Werklehre 2. Alle drei Aspekte – Lebensführung, Vorurteilsfreiheit und echte Freundschaft – erfordern von uns Ausdauer. „Zum Ziele führt dich diese Bahn, doch mußt du Jüngling männlich siegen, drum höre uns're Lehre an: Sei standhaft, duldsam, und verschwiegen!“, geben in Mozarts Zauberflöte die drei weisen Knaben dem Tamino mit auf den Weg.

Im Schatzkästchen der Freimaurerei befindet sich unser Selbstverständnis, im Erbe der Aufklärung zu stehen. Wir finden darin die großen Namen, die wir mit berechtigtem Stolz benennen und die so vieles zu dem Guten, was in der Welt noch werden wird, beitragen. Auch wenn Lessing nicht viel von den Logen - seiner Zeit – hielt, so findet seine Feststellung, dass die Überwindung alles Trennenden zwischen den Menschen der Wesenskern der Freimaurerei sei, doch ihren Widerhall in den Freimaurerlogen. Sie bilden eine Art ‚temporärer autonomer Zonen‘, in denen Freundschaft sowohl in ihrer Intimität als auch im Streit möglich ist. Sie bieten den Raum und den Rahmen für Erkenntnis, für unsere persönliche Entwicklung und für unsere Einübungsethik. Mit Proviant für unsere Gespräche sollten wir also gut versorgt sein.